

August Dausen – *Die romanischen Sprachen im Vergleich: zum Problem der Gewichtung sprachlichen Wandels*. Stuttgart, Steiner, 1987. 91 Seiten.

Der Vergleich romanischer Sprachen unter genetischen und arealen Gesichtspunkten ist aufgrund der günstigen Beleglage seit Beginn der sprachwissenschaftlichen Forschung ein bevorzugtes Studienobjekt gewesen. Die entsprechenden Beschreibungen liefern aber zumeist nur „steckbriefartige“ Charakterisierungen, die mittels heterogener und nicht direkt aufeinander beziehbarer Kriterien erstellt werden. Um diesem Zustand abzuweichen, will der Verf. die verwendeten sprachlichen Merkmale gewichten und damit den entwicklungsgeschichtlichen Abstand zwischen den einzelnen romanischen Sprachen exakter beschreibbar machen.

Entsprechend der ursprünglichen Zielsetzung der Arbeit (die auf einer 1986 in Erlangen gehaltenen Vorlesung basiert) werden bisherige typologische Charakterisierungen nur exemplarisch berücksichtigt (so Alonso zum Französischen, Elwert zum Provenzalischen, Vidos und Rohlf's zum Rätoromanischen<sup>1</sup>). Bei den diesbezüglichen Gruppierungen von Sprachen aufgrund positiver und negativer Merkmale (d. h. Neuerungen und Bewahrungen) besteht die Gefahr, daß diejenigen Merkmale bevorzugt werden, die besonders auffällig sind und externe Einteilungen geographischer, politischer oder ethnischer Art bestätigen.

Bessere Ergebnisse bringt hier nach Meinung des Verf. ein Ansatz, der die Romania prinzipiell als sprachliches Kontinuum auffaßt, welches durch eine bevorzugte Auswahl wichtiger Entwicklungen in verschiedene Sprachräume unterteilt wird (als Vorbild dient Wartburgs Zweiteilung der Romania aufgrund von Sonorisation und *s*-Schwund). Zur Ermittlung entsprechender „tiefgreifender und folgenschwerer“ Entwicklungen wäre es aber notwendig, ein unabhängiges Verfahren zur Gewichtung sprachlicher Veränderungen angeben zu können. Da diese Voraussetzung nicht gegeben ist, versucht der Verf. zunächst, entsprechende Kriterien für die Auswahl von Merkmalen zu erarbeiten.

Speziell den Lautwandel betreffend wird eine Entwicklung als besonders wichtig eingestuft, die nicht nur einen, sondern mehrere Laute betrifft, sich stark vom Ausgangspunkt entfernt, das phonologische System der betreffenden Sprache umgestaltet, grammatikalische oder lexikalische Teilsysteme tangiert oder Ausgangspunkt für weitere Entwicklungen ist (S. 40). Beim grammatischen Wandel wird eine primär funktionsorientierte Hierarchisierung vorgenommen, bei der man nach Aussage des Verf. auf „ein gutes Augenmaß“ angewiesen ist. Ein grammatikalisches Zeichen wird stark gewichtet, wenn es nicht oder selten redundant gebraucht wird, nicht oder nicht nur in expliziter Funktion erscheint und hochfrequent ist. Danach folgen Zeichen, die häufig nur in expliziter Funktion gebraucht werden, sodann Redundanzen und semantisch entleerte Zeichen (S. 56). Die größten Probleme bereitet schließlich die Hierarchisierung des lexikalischen Wandels, für die nur eine Reihe von Faktoren erörtert werden, ohne genaue Kriterien angeben zu können (z. B. wäre es eventuell möglich, zwischen spontanem, motiviertem und bedingtem Wandel zu unterscheiden oder die Ersetzungsrate bei hochfrequenten Zeichen zu berechnen, etc.).

Der hier sichtbar werdende, eher „pragmatisch“ orientierte Ansatz des Verf. besteht also darin, „nach übergreifenden und/oder tiefgreifenden Entwicklungen bei solchen sprachlichen Elementen zu suchen, die eine hohe Funktion/Funktionalität bewahren, erlangen oder verlieren, und dabei die Veränderungen besonders zu gewichten, die autochthoner Natur sind und weder als motiviert noch als kompensatorisch (= bedingt) gewertet werden müssen“ (S. 81). Da mit dieser Methode aber nur jeweils Merkmale einzeln gewichtet werden, ohne den genauen Stellenwert zu prüfen, den sie für die spezifische Entwicklung der betreffenden Sprache haben, läßt sich die Beziehung der Merkmale untereinander nicht feststellen und damit wird eine typologisch relevante Gewichtung eigentlich unmöglich. Rein funktionsbezogene oder quantitative Überlegungen (und speziell eine Vermischung beider, wie es der Verf. vorschlägt) scheinen hier nur wenig Klärung zu bringen.

Dies wird deutlich bei Auflistung der Entwicklungen, die zur Charakterisierung des Französischen dienen (S. 81). Hierzu werden im phonetischen Bereich Entwicklungen angeführt, die zu ganz verschiedenen Zeiten stattgefunden haben (wie z. B. die frühe Sonorisation intervokalischer Plosive und das Verstummen der Auslautkonsonanten im Alt- und

<sup>1</sup> A. Alonso, *Die Aufgliederung der westromanischen Sprachen*, in R. Kontzi (Hrsg.), *Zur Entstehung der romanischen Sprachen*, Darmstadt 1978, S. 163–186 (zuerst span. in *Miscelánea Fabra*, Buenos Aires 1945); W. Th. Elwert, *Die romanischen Sprachen und Literaturen*, München 1979; B. Vidos, *Handbuch der romanischen Sprachwissenschaft*, München 1975 (<sup>1</sup>1968); G. Rohlf's, *Rätoromanisch. Die Sonderstellung des Rätoromanischen zwischen Italienisch und Französisch*, München 1975.

Mittelfranzösischen), und zudem wird wiederum die Beziehung bzw. Abhängigkeit einzelner Veränderungen untereinander nicht festgestellt (z. B. das Verhältnis von Diphthongierungen und Synkopierungen sowie Apokopierungen). Besonders auffällig ist dies auch im syntaktischen Bereich, wobei Kasusverfall, Wortstellungsfixierungen und Ausbildung eines obligaten Subjektspronomens nicht zueinander in Relation gesetzt werden, ebensowenig wie die Ausbildung analytischer Formen (*Passé composé*, *Futur proche*) in den größeren Zusammenhang der Entwicklung von einem stärker synthetischen zu einem stärker analytischen Sprachtyp gestellt wird. Auch die knappe Charakterisierung, daß im Wortschatz „zahlreiche Ersetzungen im Alt-, Mittel- und Neufranzösischen“ (S. 82) aufgetreten sind, bringt keine wesentlich neuen Erkenntnisse.

Ein prinzipieller Nachteil bleibt ferner, daß die angeführten Entscheidungskriterien im konkreten Einzelfall nicht scharf genug sind, um wirklich eindeutige Gewichtungen vornehmen zu können. So wird z. B. die Entstehung gerundeter Vorderzungenvokale im Französischen nicht als wichtig gewertet, obwohl mehrere Elemente von der Entwicklung betroffen sind und zudem das phonologische System umgestaltet wird (S. 82). Entsprechend gilt dies für die Palatalisierung von *k* und *g* vor *a* oder die Hebung des haupttonigen *a* zu *e*, die im Rahmen eines typologischen Ansatzes einen wichtigen Stellenwert haben. Die Kriterien für die Gewichtung sind somit gegenüber früheren Charakterisierungen deutlicher formuliert, aber damit noch keineswegs eindeutig handhabbar gemacht worden. Wie der Verf. selbst vermerkt, liegt das eigentliche Problem darin begründet, „daß es nur sehr begrenzt möglich sein kann, rein immanent und ohne Kriterien von außen eine Wertung sprachhistorischer Vorgänge vorzunehmen“ (S. 86).

Ein weiterer Nachteil der Methode mag darin bestehen, daß sie nur für Sprachen geeignet scheint, die sich von einer gemeinsamen Basis aus sehr weit voneinander entfernt haben (wobei dann übergreifende lautliche und grammatikalische Entwicklungen auftreten), da ansonsten nur Phänomene niedriger Rangordnung mit geringem charakteristischem Wert verglichen werden können (S. 85). Die Methode ist also nicht für klassifikatorische Zwecke geeignet, da nicht angegeben werden kann, welche der romanischen Sprache mit welcher enger oder weniger eng verwandt ist.

Positiv zu werten ist wohl insgesamt der Versuch, bisherige stark subjektiv geprägte Charakterisierungen im Bereich der romanischen Sprachen durch Vorgabe eines einigermaßen überprüfbaren Kriterienkatalogs zumindest vom Ansatz her durchsichtiger gemacht zu haben. Jedoch bleibt in der Ausführung erkennbar, daß eine derartige Charakterisierung wohl nur vor dem Hintergrund einer Theorie der typologischen Entwicklung in sinnvoller Weise verwirklicht werden könnte.

München, im Juli 1989

Hans Geisler